

DRAMATURGIE DES FLOHTHEATERS

In billigen Nachtlokalen kommt man oft mit Menschen zusammen, die den „Ehrentiteln“ von „bürgerlichen Existenzen“ nicht verdienen, aber dennoch nicht etwa auf irgendwelche unredliche Weise ihr Geld verdienen. Menschen, mit irgendeiner Begabung zur Welt gekommen, die nicht auf den Schienenstrang des gewöhnlichen Lebens paßt. So entgleisten sie, und ihre Lebensbahn verlief nun auf Seitenwegen. Man stelle sich aber vor, daß man plötzlich in einer friedlichen Straße einer Eisenbahn begegnet: Man würde unwillig den Kopf schütteln, man würde sie zumindest anstaunen. Das wissen die Entgleisten. Und weil sie weder zu unwilligem Kopfschütteln noch zu erstauntem Anstarren den Anlaß bieten wollen, so gehen diese verschämten Originale bei Tag möglichst wenig unter Menschen und wagen sich sozusagen nur bei Nacht an das Licht des Tages. Bei Nacht macht sich das Spießertum der Menschheit nicht so geltend, man bringt den Männern aparten Berufes ein neugieriges Verständnis entgegen, und oft findet sich ein ganzer Kollegentag von solch seltsamen Talenten zusammen, Silhouettenschneider, Marktschreier, Chantantdirektoren, Jahrmarktsakrobaten, Schnellmaler, Taschenspieler, Wetterpropheten, Coupletsänger, Gedankenleser, Harmonikavirtuosen, Exzentriktänzer und ähnliche Künstler.

Die allerinteressanteste von diesen Prager Figuren ist zweifelsohne *Ferda Mestek de Podskal*, denn er hat nicht bloß von einer dieser absonderlichen Arten des Gelderwerbes sein abenteuerliches Leben gefristet, sondern er hat alle denkbaren Berufe versehen. „Du bist doch schon alles gewesen, Ferda“, bemerken seine Freunde manchmal, wenn er gerade in seiner lustigen Art etwas aus seinem Leben erzählt hat. Da protestiert er ganz sachlich: „Nein, nein! Hebamme war ich noch nie.“

Da kein genealogisches Taschenbuch die Geburtsdaten

und sachlich sein Curriculum vitae verzeichnet, sei hier knapp

Die Wiege Ferdinand Mesteks, dem erst später die Prager Flamender-Gilde für seine Verdienste auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft taxfrei den erblichen Adelsstand mit dem Prädikate „de Podskal“ verliehen hat, stand auf dem Wasser oder besser gesagt im Wasser: Er wurde als Sohn des Prager Schneidermeisters gleichen Namens am 17. März 1858 während der großen Hochwasserkatastrophe geboren, als die Fluten der Moldau die Podskaler Werkstätte und Wohnung des Schneiders Mestek bereits überschwemmt hatten. Zum Glück gelang es den Soldaten der Genietruppen, in einem Ponton den Schneider, seine Gemahlin, die fünf Töchter und den Erbprinzen zu retten, dessen Geburt eben durch Kanonenschüsse von der Bastion XIX herab dem Lande verkündet war. (Die Behauptung, daß der Anlaß dieser Schüsse das Hochwasser war, ist eine perfide Verleumdung.) Von diesem ersten Tage seines Lebens begann der kleine Mestek das Wasser zu hassen, das sein noch unschuldsvolles Dasein vernichten wollte, und bis in sein hohes Alter kann er nicht begreifen, daß manche Leute diese unsympathische Flüssigkeit als Genußmittel ansprechen.

Mestek-Vater mietete rasch im Eckhaus der Ferdinandstraße und der Charvatgasse eine neue Wohnung und begann ungesäumt zu säumen. Auch sein einziger Sohn sollte das Schneiderhandwerk lernen, aber Ferdas Sinn stand nach Höherem. Er wollte ein Gelehrter werden und interessierte sich frühzeitig für Zoologie. Er schlich in den Klostergarten von Maria Schnee, streifte in den Anlagen auf dem Wyschegrad umher und durchforschte die ganze Scharka nach allerhand Getier, wie Mäusen, Igel, Salamandern, Raupen, Blindschleichen und Käfern, mit deren Hilfe er die väterliche Wohnung zu einer Menagerie umgestaltete. Bei Nacht sperrte er die Tiere in eine Holzkiste, bei Tag ließ er ihnen – man bemerke seine Vorahnung des Hagenbeckschen Systems – größtmögliche Bewegungsfreiheit. Nur einmal vergaß er sich, einen Igel in dessen Nachtquartier einzuschließen, dieser kroch in das Bett einer Tante Ferdas und dort auf die Tante. Zeter und Mordio, furchtbare Prügel, Auflassung des Tierparkes und strenge Verwarnungen wa-

ren die Folgen des unglücklichen Versäumnisses. Als sich Ferda trotzdem nicht an das Verbot hielt und weiter verschiedene Säugetiere und Reptilien nach Hause schleppte, wurde er an jedem Morgen vom Herrn Papa durchgebleut. Diese Züchtigung wurde zu einer täglichen Übung. „Warum schlägst du mich, ich habe ja nichts angestellt“, heulte er einmal während der Bastonade, erhielt jedoch zur Antwort: „Das macht nichts, du wirst ja heute doch noch eine Lausbüberei anstellen.“ Das war eine Prophezeiung, die für das ganze Leben Ferda Mesteks Gültigkeit behielt. Es hat wohl kaum einen Tag gegeben, an dem er nicht irgendein Lausbubenstückel verübt hätte.

Als Ferda zehn Jahre alt war, starb sein Vater, und er kam zum Goldarbeiter Held in der Purkyněstraße in die Lehre. Er freute sich darauf, denn es kam ihm wunderbar vor, Gold arbeiten zu lernen. Aber damit war es nichts. Seine Tätigkeit erstreckte sich darauf, die Kinder seines Prinzipals zu warten, Holz zu spalten und der Frau Held in der Küche zu helfen. Aus dieser Zeit stammt seine Kenntnis der Kochkunst, die er oftmals rühmt. Aber noch niemand hat es gewagt, einer seiner Einladungen zum selbstgekochten Mittagessen Folge zu leisten. Sieben Jahre hatte er so geschuftet, und nun glaubte der Bibelfeste, daß jetzt sieben fette Jahre kommen mußten. Ohne ein Wort Deutsch zu verstehen, machte er sich im Jahre 1875 auf, durch Deutschland zu wandern. Er kam nach Bayern, nach Baden, nach Elsaß-Lothringen und sogar nach Frankreich und fand auf seinen Wanderungen als Viehtreiber, Hutschenschleuderer und Karusselldreher angesehene Beschäftigungen. Die Heimreise brauchte er nicht mehr zu Fuß zurückzulegen, er konnte bereits mit der Bahn fahren – er wurde nämlich aus Paris „mit Marschroute“ per Schub nach Prag befördert. Hier fand er Stellung als Emailleur bei der Firma Lokesch auf dem Ziegenplatz, und als die böhmische Granatenindustrie in Schwung kam, fand er auf Grund seiner siebenjährigen Tätigkeit bei einem Goldschmied in einer Granatschleiferei Stellung. Obwohl er verschwiegen hatte, daß er bei dem Juwelier nur Dienstbotenarbeit verrichtet habe, erkannte man seinen Mangel an Praxis schnell und entließ ihn in Gnaden.

Nun übernahm er ein Amt, das ihn in der Lebewelt der unteren Zehntausend Prags mit einem Schlage populär gemacht hat: Er wurde Tanzmeister der Hetzinsel-Restaurations und veranstaltete dort unter anderem Winzerfeste bei Bier, Maskenfeste ohne Masken, Damenabende mit Herren, Herrenabende mit Damen, aber bei den großen Lumpenbällen waren wirkliche Lumpen anwesend. Bei den Mestekschen Routs auf der Hetzinsel spielten drei Musikkapellen, manchmal gleichzeitig, und wer nicht vom Bier und von der Liebe trunken war, der wurde von dem philharmonischen Konzert der drei durchaus egoistisch spielenden Orchester wirr im Kopf. Die Herren waren unternehmungslustig, die Damen waren erhitzt, und der Garten war groß und schattig – warum hätte es den Hetzinsel-Redouten an Zuspruch fehlen sollen?

Aber Tanzmeister Mestek de Podskal begann selbst die Quadrille zu tanzen, die Amor seit alters her zu arrangieren pflegt. Herr Mestek war der „Schamster“ eines schönen Dienstmädchens aus Mähren geworden, heiratete sie und diese mochte es gewesen sein, die ihn von dem flatterhaften und versuchungsreichen Gewerbe eines Tanzarrangeurs abzog, ihn veranlaßte, ein reeller, seßhafter Kaufmann zu werden. So wurde er – Jahrmarktskrämer und zog an der Seite von Frau Anna von Stadt zu Stadt und verkaufte auf den Märkten eine kalte Limonade in Flaschen als Allheilmittel gegen Cholera, eine unfehlbar gegen Podagra helfende Seife und verschiedene andere Dinge, die er mit der Suada eines Doktor Eisenbart anzupreisen wußte. Nachdem die geprellten Kunden und die Behörden seinem schwunghaften Handel den Garaus gemacht hatten, zog er wieder nach Prag.

Er etablierte sich im Getto als Hökler. Es war gerade die Zeit des jüdischen Osterfestes. Mestek sah in dem Schaufenster der Bäcker Makronen ausgestellt und stellte daher auch Makronen aus. Aber niemand kaufte sie. Er erkundigte sich und erfuhr, daß die Juden nur in solchen Geschäften Makronen kauften, denen vom Oberrabbinat bescheinigt sei, daß sie nach ritueller Vorschrift gebackene, das heißt ungesäuerte Makronen führten. Dem Greißler Mestek war um guten Rat nicht bange. Er forderte einen besonders

hoffnungsvollen der Josefstädter Knaben namens Friedl Brod (Brod ist heute Kellner und wegen seiner Kunstfertigkeit berühmt, mit den Fingern auf zwei Blechtassen ganze Opern trommeln zu können) auf, ihm ein solches Attest zu beschaffen. Der kleine Brod nahm es geschickt von der Türe eines Bäckers und brachte es seinem Auftraggeber, der es schnell affichierte. Noch schneller aber wurde der Schwindel entdeckt und die Affiche entfernt. – „Leider hatten erst zwanzig Judenkinder die Todsünde begangen, von meinen Makronen zu fressen“, bemerkt Ferda traurig, wenn er davon erzählt.

Aber der Kaufmann Mestek konnte sich über dieses Ungemach trösten, denn sein Geschäft florierte auch ohnedies. Alle Waren fanden reißenden Absatz, und selbst das Gebäck, das schon fünf Wochen alt war, ging ab wie frisches Brot. Jedoch die Sache hatte einen kleinen Haken. Alle Kunden nahmen auf Kredit, niemand bezahlte, und die Firma „Ferd. Mestek“ machte Bankerott.

„Ferdo“, sagte Frau Anna tiefbetrübt zu ihrem Ehegemaal, „Ferdo, du hast nun einmal Pech auf dieser Welt! Wenn du eine Leichenbestattungsanstalt hättest, ich schwöre, kein Mensch würde sterben. Und wenn du doch einen Sarg auf Bestellung abgeliefert hättest – am nächsten Tag brächte dir ihn der Tote zurück und würde sagen: Ich war nur scheintot.“

Von diesem Tage an nahm Ferda Mestek de Podskal seine Tätigkeit als reisender Kaufmann wieder auf. Zunächst wurde er Gastwirt bei verschiedenen Ausstellungen, und es ist sein großer Stolz, daß auf der Militärausstellung in der Wiener Rotunde im Jahre 1894 auch einmal Kaiser Franz Josef in der Gastwirtschaft Mesteks eingekehrt ist „und die Schweinerei gesoffen hat, die ich als Pilsner Bier ausgegeben habe“. Das Endresultat war immer, daß Ferda Mesteks Unternehmen kaputt ging. Schließlich brachte er auch nicht mehr den Pachtzins auf, der für seine Beteiligung an weiteren Ausstellungen nötig gewesen wäre.

So wurde er Impresario und erwarb sich als Reisebegleiter verschiedener Abnormitäten und Schaustellungen einen zweifelhaften Weltruf durch seine heiteren Schwindeleien, die er in allen Teilen Europas verübt hat.

Der große Impresario hat mit Kleinem begonnen: mit Flöhen. Wer ihm diesen Floh ins Ohr gesetzt hat – wir wissen es nicht. Ebenso wenig weiß ja auch in E. T. A. Hoffmanns „Meister Floh“ der große Delfter Mikroskopiker Antony von Leeuwenhoek auf die Frage des George Pepusch eine befriedigende Antwort darüber zu geben, warum er nach seinem Tode in Berlin ein Flohtheater eröffnete, statt in seinem Grabe in der Delfter Kathedrale stillzuliegen, wie es sich für anständige Tote geziemt, oder wenigstens seiner eigentlichen wissenschaftlichen Tätigkeit obzuliegen und Lupen und Linsen zu fabrizieren. Und ebensowenig gibt Mephisto den ehrenwerten Stammgästen in Auerbachs Keller eine Auskunft darüber, aus welchen Motiven eigentlich der König den jungen Floh wie seinen eigenen Sohn liebte. Es scheint also diesem kleinen, blutsaugerischen Tierchen eine dämonische Macht innezuwohnen, die starke Naturen veranlaßt, sie zu bändigen. So ist auch in Ferdinand von Mestek wahrscheinlich der Entschluß emporgewachsen, ein Flohbändiger zu werden.

In seinem Zimmer verfertigte er mit der Geschicklichkeit des in der Küche ausgelernten Goldschmiedes eine Reihe von filigranen Equipagen, Omnibussen, Velocipeden und auch Kanonen, da er die Absicht hatte, eine Batterie ins Treffen zu führen, wie denn einem ordentlichen Flohtheater ebenso wie einem ordentlichen Heere nur eine gutgeschulte Artillerie zum Siege zu helfen vermag. Nachdem er sich so den Fundus für seine Bühne geschaffen hatte, begann er Personal zu engagieren. Er ließ ein Inserat in die Zeitung einrücken, daß er für jeden Floh zehn Kreuzer österreichischer Währung bezahle; er suchte jedoch „nur Menschenflöhe aus guter Familie“. Um den Verkäufern die Auffindung des Weges zu seiner Wohnung zu erleichtern, plaktierte er an dem Haustore und auch an der Restauration der Hetzinsel, wo er aus der Zeit seiner Tätigkeit als toleranter Tanzarrangeur der Redouten in hohem Ansehen stand, je einen riesigen Anschlag des Textes: „Hier werden Flöhe gekauft.“ Die Tafel vor seinem Hause war der Anlaß zu den ersten Kämpfen, die Ferdinand de Mestek in seinem neuen Beruf zu bestehen hatte. Die Mietsparteien fühlten sich verletzt, auf dem Hof, im Stiegenhaus und auf den Korridoren

rotteten sie sich in bedrohlicher Haltung zusammen, sie würden nicht mit Flöhen im selben Hause wohnen, der Volksmund werde das Haus den „Flohpalast“ nennen, Mestek habe keinen Gewerbeschein zur Flohdressur und keine Theaterkonzession, er zahle keine Steuer für lebende Haustiere, und das, was er betreiben wolle, sei elende Tierquälerei. Der Hauswirt stellte sich an die Spitze der Empörten, aber die Wogen des Aufruhrs brandeten an dem Redeschwall der Gattin Mesteks: Frau Anna, die sich später dank ihrer Interventionen bei unterschiedlichen Amtspersonen den Ehrennamen einer „Behördengeißel“ erworben hat, jagte mit der Kraft ihrer Rede alle in die Flucht.

Bald darauf stellten sich die Verkäufer von Flöhen ein. Neue Schwierigkeiten! Ausdrücklich hatte Mestek in seiner Annonce betont, daß man die Tiere in trockenen Flaschen aufbewahren müsse, aber die wenigsten hatten sich an diese Vorschrift gehalten. Die meisten Leute brachten ihre Beute in Schnapsflaschen. Ferda Mestek erklärte, daß diese Exemplare durch den Alkoholgeruch berauscht und für ewig dem Alkoholismus verfallen seien, und er könne keine Säufer in seinem Ensemble brauchen. Andere Verkäufer hatten ihre lebende Ware in Seidlitzpulverschachteln mitgebracht. Diese Tierchen würden ewig an Diarrhöe laborieren, diagnostizierte Mestek und lehnte den Ankauf ab. Die enttäuschten Verkäufer ließen natürlich, da sie das Ungeziefer nicht wieder nach Hause schleppen wollten, dem raffinierten Kaufmann die mühselig zur Strecke gebrachten Tiere umsonst ab.

Eine Dame der Halle brachte in einer ordnungsgemäß trockenen Flasche fünfundzwanzig Stück lebender Flöhe und verlangte ein Schußgeld von zwei Gulden und fünfzig Kreuzer. Nun, so teuer war guter Rat für den zukünftigen Zirkusdirektor nicht. Er stülpte seinen durchsichtigen Kneifer auf die Nase und beguckte mit ostentativem Kopfschütteln die Tierchen, immer eines nach dem anderen:

„Mütterchen, wo haben Sie denn die gefangen? Das sind ja lauter Weibchen! Die kann ich nicht brauchen. Weibchen haben einen Hinterleib wie Lippizaner Hengste. Damit können sie nicht springen. Nehmen Sie sie nur gleich wieder mit.“

Die alte Dame war ganz bestürzt und wußte vor Aufregung nicht, ob sie ein Männchen oder ein Weibchen sei. Sie habe die fünfundzwanzig zu Hause gejagt und dabei gesehen, daß sie springen könnten . . .

„Freilich können sie springen. Alle Flöhe und alle Menschen können springen, aber das reicht noch nicht für den Zirkus. Weibliche Flöhe kommen für den Zirkus nicht in Betracht.“

Da konnte die Alte nichts mehr zugunsten der Flöhe sagen und gab nur ihrer ehrlichen Verwunderung Ausdruck, daß sie durchwegs Flöhe des zarten Geschlechtes gefangen habe. Na ja, aber eines sei wahr: An ihrem Manne hätten sich seit je bloß weibliche Wesen festgesetzt und immer nur solche, die nichts taugten. „Könnten Sie mir nicht doch dafür ein paar Kreuzer geben?“

Schließlich erbot sich Ferda Mestek, für den ganzen Wildbestand zehn Kreuzer zu bezahlen, damit die Frau den Weg nicht umsonst zurückgelegt habe. Die Verkäuferin nahm die zehn Kreuzer, Ferda Mestek die fünfundzwanzig schönen Flöhe und lachte sich ins Fäustchen.

Dann kam ein Dienstmädchen mit zwei Flaschen des im Inserate verlangten Inhaltes. Sie diene bei Fräulein v. T., und die mitgebrachten Flöhe stammten von dieser Dame. „Vornehme Tierchen“, rekommandierte die Besucherin eifrig, „höchst feudale Tierchen, sie trinken nur blaues Blut . . . Ich selbst habe mir eines von ihnen auf den Arm gesetzt – glauben Sie, daß es mich gestochen hätte? Fiel ihm gar nicht ein. Na ja, unser Fräulein ist vom Parfüm umduftet und hat süßes Blut, weil sie immer Cachous lutscht und sich bloß von Konfekt nährt, und . . .“

Ferda Mestek schaute die Tiere an. „Die sind ja durch das Parfüm ganz verblödet! Die regen sich gar nicht!“

„Was fällt Ihnen ein“, rief die schlagfertige Donna, „sie schlafen bloß jetzt, da sollten Sie sehen, was die bei Nacht aufführen, die treiben im Bette der Gnädigsten solche Allostria, daß darin niemand ein Auge schließen kann, solche Ludern sind das.“

„Nun, mir ist mit den Tieren nicht geholfen, die so verwöhnt sind, daß sie den ganzen Tag schlafen. Meine größte Einnahmsquelle sind doch die Nachmittagsvorstellungen.“

„Zu spät, lieber Freund.“

„Menschenskind, ich habe die ganze Nacht gejagt, bevor ich die Kompagnie beisammen hatte, hundertmal mußte ich mir Kraft antrinken, und nun verschmähen Sie meine Soldaten!? Sie müssen sie anwerben, Sie haben inseriert.“

„Wären sie früher gekommen.“

Der Schnapsbruder begann zu brüllen, das sei Betrug, er habe geschuftet und müsse eine Entschädigung haben, wenigstens einen Gulden, sonst schlage er alles kurz und klein.

„Nicht einen Kreuzer“, mischte sich die Frau Anna ins Gespräch.

„Halten Sie das Maul“, brüllte der bezechte Kerl, „und mischen Sie sich nicht in Geschäftsangelegenheiten, die ich mit dem Herrn Direktor abzuwickeln habe, Sie blöde Vettel!“

Da packte Frau Anna resolut den Beleidiger und wollte ihn aus der Stube drängen. Das gelang ihr, aber sie konnte nicht verhindern, daß der Betrunkene die Flasche mit Wucht auf den Fußboden schleuderte. Das Glas zersprang und die Kompagnie desertierte nach allen Windrichtungen, eine Flohhatz begann, gegen die jene des gottseligen Johannes Fischart ein Idyll war, aber das Weib siegte auch hier: Frau Anna fing die Mehrzahl der Tachenierer unter ihren Röcken.

Der zukünftige Dompteur schied nun aus der Truppe einige Sandflöhe und einige Hundeflöhe aus, die er bei dem Massenandrang nicht als solche minderwertige Exemplare erkannt hatte, teilte die Truppe in Solo-, in Orchester- und in Chormitglieder ein, widmete eine Flasche zum Aufenthaltsorte für die Komparserie und begann nun die Fütterung und Dressur der kleinen Raubtiere.

Man weiß, daß schon die Mitglieder eines Menschen-theaters schwer zu behandeln sind. Was will das aber gegen ein Personal besagen, das durchwegs dem Geschlechte der Pulicidae irritans entstammt! Das ist erst recht ein sprunghaftes, ein bissiges Bühnenvölkchen von geradezu blutsaugerischer Natur, es gibt keinen Menschen, den es mit seinen Sticheleien verschonen würde, und ist dem Trunke ergeben. Aber Direktor de Mestek verstand es, mit ihnen umzugehen.

Zuerst ging er an die Fütterung. Er schüttelte die Flöhe

in eine Flasche, in der unten trockene Sägespäne waren und die oben einen breiten Hals hatte. Diese weite Öffnung wurde mit der flachen Hand verschlossen, dann stülpte man die Flasche vorsichtig um, und die kleinen Raubtiere begannen buchstäblich aus der Hand zu fressen. Mit ihrem Saugrüssel bissen sie sich auf der Handfläche fest und ließen nicht eher los, als bis sie sich vollgetrunken hatten. Dann fielen sie mit Hinterlassung eines blutigen Stiches wieder auf ihr Himmelbett aus Sägespänen zurück.

Wenn die Fütterung vorüber war, kamen die Künstler in ein anderes Gefäß, das der Direktor als „Probephöhne“ bezeichnete. Es war dies eine flache Glasglocke, so flach, daß sich die Tiere unbedingt anschlagen mußten, wenn sie ihrem Trieb des Springens hätten freien Lauf lassen wollen.

„Ich werde den Biestern das Springen schon abgewöhnen“, brummte Mestek grimmig in seinen Bart, wenn er sie in die niedrige Zelle einsperrte. „Ich kann doch den Kerlen nicht nachspringen. So klein sie sind, so hoch springen sie. Wenn die so groß wären wie Hunde – bei meiner Seele, die würden den Pulverturm überspringen.“

Nach einigen Tagen begann die Einkleidung. Mit einer leicht befeuchteten Schaufel kleinster Dimension hob der Dompteur je eines der vollgefressenen Tierchen aus der Flasche, nahm es vorsichtig zwischen zwei Finger der linken Hand, während er in der rechten Hand eine Fangrute lauernd bereit hielt. Eine winzige Schlinge aus versilbertem Kupferdraht, die an einer langen Nadel befestigt war. Begann sich nun der Floh aus der Umarmung der Finger herauszuarbeiten, warf ihm Ferda mit der Virtuosität eines Cowboys das drahtene Lasso um den Hals, zog vorsichtig mit einer Pinzette die Schlinge oberhalb des Saugrüssels zu und das kleine Raubtier war für den Rest seines Lebens festgeschmiedet wie die lebenslänglich Verurteilten in der sibirischen Katorga an ihre Ketten: Ferda Mestek konnte sein Personal im wahrsten Sinne des Wortes im Zaume halten.

Nun wurden die Rollen verteilt. Einige Tierchen wurden vor die kleinen Karossen und Omnibusse gespannt. Andere (die Kanoniere) am Fuß der Lafetten befestigt. Einem guten Schüttelreim zufolge ist „ein Sattel für den Steiß der Mücke das Meisterstück der Meisterstücke“. Ein nicht geringeres

vollbrachte Mestek, als er seinen Reitflöhen Sättel anschniedete.

Die beiden Duellanten – diese Nummer, die zum Repertoire aller ernsteren Flohtheater der zivilisierten Welt gehört, ist von Ferda Mestek de Podskal erfunden – erhielten ihre kleinen Papiersäbel, die sie sich aus der „Hand“ zu schlagen hatten.

Die zierlichen Damen erhielten Ballettröcke aus Seidenpapier, und eine von diesen sogar einen verkehrten Ballettrock, so daß es aussah, als ob sie auf dem Kopfe tanze, was Ferda Mestek auch mit Vehemenz behauptete.

Einen anderen Regietrick mußte er anwenden, weil die zu Zugtieren bestimmten Viecher ihre Vehikel nicht ziehen wollten. Er versuchte es, unter der dünnen Tischplatte einen Hufeisenmagnet zu bewegen, und richtig: die kleinen Wagen schoben sich vorwärts samt dem Saumzeug aus festem Draht und samt den eingespannten Flöhen. Und es sah wirklich so aus, als ob die Flöhe die Equipagen zögen. Bei den Vorstellungen konnte er das Publikum maßlos in Erstaunen setzen, wenn auf seinen Befehl die kleinen Fahrzeuge im Zickzack fuhren, wenn die Zugtiere aus der Insektenwelt auf das Kommando „Halt“ stehenblieben und die Avisi „Rechts“ oder „Links“ strikte befolgten. Wer konnte denn ahnen, daß unter dem Tisch ein Gassenjunge sitze mit einem Hufeisenmagnet in der Hand? Da war es doch viel wahrscheinlicher, daß die gebändigten Flöhe mit einer unerhörten Intelligenz begabt und auf jeden Wink ihres Herrn dressiert seien!

Zu jener Zeit hatte der amerikanische Riesenzirkus „Barnum und Bailey“ den großen Invalidenplatz gemietet, um dort bei seiner bevorstehenden Ankunft seine Zelte aufzuschlagen. Ferda Mestek wollte nun auf dem Kleinen Invalidenplatz die Konkurrenz errichten: Alle aus Prag und Karolinental kommenden Besucher Barnums sollten zunächst an seinem Flohzirkus vorbei und bei ihm einkehren. „Ich werde die amerikanischen Marktschreier schon ruinieren.“ –

Aber der Bezirksleiter des Polizeikommissariats hatte bedauerlicherweise kein Verständnis dafür, daß der heimischen Kunst vor der auswärtigen der Vorzug zu geben sei.

„Was wollen Sie eigentlich errichten?“ fragte er den Meister aller Flöhe.

„Ein Flohtheater.“

„Also ein Theater! Theaterkonzessionen können für Prag nur vom Landesausschuß nach eingeholter Zustimmung der Intendanten beider Landestheater erteilt werden. Adieu!“

Ferda begann zu winseln, er fürchtete eine fühlbare Zeitverzögerung.

„Nein, nein, kein Flohtheater will ich errichten. Einen Flohzirkus.“

„Einen Zirkus? Wissen Sie denn nicht, daß auf dem Großen Invalidenplatz der bedeutendste Zirkus der Welt eröffnet wird? Da müssen Sie doch Bankrott machen.“

„Oho! Ich werde den Amerikanern schon zeigen, daß ich ihnen im Humbug überlegen bin.“

„So, Sie wollen also Humbug machen? Nun, ich werde Ihnen schon auf die Kappen gehen! Vor allem müssen Sie zwanzig Meter vom Rande der Liebener Landstraße Ihren Standplatz haben, damit die Passage freibleibt, verstanden? Sie werden mir das schriftlich geben.“

Was half es dem armen Ferda, daß er beteuerte, dies sei sein Ruin, und er habe doch nur auf die Neugierde der Vorübergehenden gerechnet! Er mußte blutenden Herzens den Schein unterschreiben.

Ferda baute nun seine Bretterbude hart an der Landstraße. Die Aufschrift lautete:

„Größter amerikanischer Floh-Zirkus Europas“

und darunter: „Königliches Landes- als Flohtheater“. Ein Plakat verkündete: „352 Artisten und 700 Reservisten. Den ganzen Tag Vorstellungen! Zwei eigene Musikkapellen: Eine Floh-Damenkapelle unter Leitung des Frhs. Anastasia Stich und eine Zigeuner-Flohkapelle unter persönlicher Leitung des Barons Springer.“

Der erste Gast, der den neuerbauten Musentempel betrat, war der Polizeibezirksleiter. In seiner Hand schwang er den Schein, wie Shylok den seinigen. „... zwanzig Meter vom Rande der Liebener Landstraße“, las er drohend vor.

„Und ...?“ fragte Direktor Mestek naiv.

„Sind das zwanzig Meter? Sie stehen doch direkt an der Straße!“

„Pardon, Herr Oberkommissär, haben Sie denn *diesen* Rand gemeint? Ich habe es vom jenseitigen Rand gemessen und die Straße ist genau zweiundzwanzig Meter breit. Eigentlich hätte ich also meinen Zirkus auf die Landstraße stellen können. Aber ich dachte mir, da würden Sie mit Verkehrsstörungen viel zu schaffen haben. Und ich werde doch einem Herren von der hohen Polizei keine Ungelegenheiten machen, wenn er mir so liebenswürdig entgegengekommen ist. So habe ich Ihnen, Herr Oberkommissär, die zwei Meter geschenkt.“

Das Auge des Gesetzes lachte Tränen. „Mestek“, sagte endlich der Oberkommissär, „Mestek, Sie sind ein Obergauner! Jetzt glaube ich selbst, daß Sie dem Barnum Konkurrenz machen werden.“

Die Bude blieb an der Landstraße stehen, und das Theater konnte beginnen. Wie jeder bessere Bühnenleiter mietete auch Mestek zunächst die Claque, indem er durch Ausgabe von zehn Freibilletts zehn Gassenbuben zu ehrlich begeistertem Applaus verpflichtete. Er selbst stellte sich vor das Portal seines gezimmerten Palastes auf und rief das Volk bombastisch an:

„Mundus, vult, decipi! Das sind drei lateinische Worte und bedeuten: Kommet, sehet, bewundert! Noch niemals hat die Wissenschaft bislang einen solchen Triumph gezeitigt, wie er sich hier, hinter dieser schlichten Wand offenbart. Welch ein erstaunliches Wunder der Dressur, Welch herrliche Frucht der Energie ist hier zu sehen! Einem einzelnen Manne ist dies alles geglückt, mir, Ferda Mestek de Podskal, der nichts besitzt, als seinen adeligen Namen und die blanke Ehre seines Wappenschildes: dreier Ohrfeigen auf rotem Felde. Mir ist es geglückt, die kleinsten Tiere, die man allgemein in der Laienwelt als ‚Flöhe‘ bezeichnet, zu Menschen zu erziehen – nein, was sage ich: zu Künstlern. Sie turnen und jonglieren wie die trefflichsten Akrobaten und Jongleure der Menschenwelt, sie fahren als Passagiere in Automobilen und Kaleschen, deren Chauffeure und Kutscher gleichfalls ihre Stammesgenossen sind, sie fechten – diese blutrünstigen Geschöpfe! – mit Fleuret und italienischem

Säbel gegeneinander auf Leben und Tod, sie jagen aus der Manege in gestrecktem Galopp vor das Publikum und reiten die Hohe Schule auf prächtigen Juckern, sie tanzen moderne Tänze, sie produzieren sich als Kunstfahrer auf dem Veloziped, als Seiltänzer und Equilibristen.

Der Star unseres Ensembles aber, unsere Primaballerina, ist Mademoiselle Nudelmaier.“ (Bei dem Stichwort „Nudelmaier“ begannen die zehn Mitglieder der Claque im Innern des Theaters wie wütend zu applaudieren.) „Die höchsten Gagen wurden ihr von anderen Unternehmen geboten, auch ‚Barnum und Bailey‘ haben sich um sie bemüht, um wenigstens eine gute Nummer in ihrer betrügerischen Schaustellung zu besitzen, aber Mademoiselle Nudelmaier ist treu, wie doch nur eine Ballerina sein kann, und ihre Konventionalstrafe ist von schwindelhafter Höhe. Wenn sie auftritt, ist das Publikum geradezu begeistert, man wirft ihr Blumenarrangements, Buketts und Orangen auf die Bühne, ja neulich warf ihr ein Verehrer in seiner Begeisterung einen Ziegelstein zu, weil er nichts anderes bei sich hatte.

Höret ihr die paradiesische Musik, die eben im Theater drinnen ertönt? Ihr glaubt, es wäre ein Grammophon? Fehlgeschossen! Das ist unsere Damenkapelle, die unter persönlicher Leitung des Flohfräuleins Anastasia Stich während der Vorstellung konzertiert. Fräulein von Stich dirigiert die schwersten Symphonien, Lieder und Tänze – Stücke, die so schwer sind, daß sie nicht einmal der Meisterstemmer Rasso vom Erdboden zu heben möchte. Und wie sie frisiert ist! A la Sezession. Und erst ihre Kleider und Hüte! Alles neueste Fassung, Pariser Mode.“

Nachdem Ferda Mestek de Podskal solcherart die Notabilitäten seiner Truppe einem P. T. Publikum vorgestellt hatte, begann er – gleichfalls ganz nach dem Muster seines Konkurrenten Barnum – über die Organisation und die sozialen Einrichtungen seines Unternehmens Verkündigungen zu machen:

„Wir haben unsere eigenen Jäger, die oft die größten Gefahren bestehen müssen, weil sie ja ihr Wild lebend heimzubringen haben; ihr Handwerk erfordert besondere Geschicklichkeit, da sie die Flöhe im Fluge fangen müssen.

Wir haben unsere eigenen Sanatorien, unser eigenes

Krankenhaus, unsere eigenen Floh-Ärzte und wir haben unsere eigene Invaliditäts- und Altersversicherung sowie Heirats- und Sterbekassa.

Während Barnum und Bailey, der eigens aus Amerika herüberkam, um uns Konkurrenz zu machen, großmäulig verkündet, daß er 300 Artisten engagiert habe, nennen wir nicht weniger als 352 auftretende Künstler unser eigen, und 700 Reservisten stehen uns zur Verfügung. Wir haben 90 Ammen mit süßem Blute; sie müssen mit den Flöhen schlafengehen und sind fürstlich gezahlt, da sie nicht einmal am Sonntag Ausgang haben und damit sie nicht sagen können, daß sie bei unserem Unternehmen ausgesaugt werden.

Spazieren Sie weiter, meine Herrschaften, solange noch einige Plätze frei sind, der Eintritt kostet nur einen Sechser, Militär vom Feldzeugmeister aufwärts zahlt die Hälfte. Nicht drängen, meine Herrschaften, um Gottes willen nicht so drängen! Bitte, hübsch einer nach dem anderen."

Das war die Rede, die er hielt – ein Prager Theophrastus und Hagenbeck, ein Cagliostro und Till Eulenspiegel zugleich, allerdings im Flohformat. Wehe dem, der den Sirenenklängen mit großen Erwartungen folgte! Der sah bloß einige Flöhe, die herumhüpften wie andere Flöhe auch. Wenn man nach den berühmten Flöhen fragte, zeigte Herr Ferda oder Frau Anna bald auf dieses, bald auf jenes Mitglied der Truppe. Die Sanatorien, die Damenkapelle und so weiter seien in der Manege, der Eintritt dorthin aber wegen Lebensgefahr verboten. Ein Bauer ging auf Mestek zu und verlangte sein Geld zurück.

„Ich bin zweimal herumgegangen und habe nichts gesehen.“

„Was? Zweimal sind Sie herumgegangen? Da kriege ich noch zehn Kreuzer.“

Der Bauer begann zu schimpfen, aber Frau Anna warf ihn hinaus, und Ferda verkündete draußen dem Publikum, daß der Mann an einem Rundgang nicht genug hatte und ohne nachzuzahlen, am liebsten noch zehnmal die Herrlichkeiten angestaunt hätte.

Eine alte Frau blieb nach Schluß der „Vorstellung“ sitzen, wartete die nächste und die dritte ab. Dabei schluchzte sie herzerreißend.

„Was, das hat Sie so gerührt, daß diese winzigen Tierchen so geschickt sind?!“ kam der Flohdirektor ganz stolz auf die Alte zu.

„Ach nein, deshalb weine ich nicht. Ich weine um den Sechser, den ich als Eintrittsgeld bezahlt habe . . .“